

SONNTAGS-BEILAGE

DER

NATIONAL-ZEITUNG

KBA 4251

Basel, den 15. November 1942

23. Jahrgang, Nummer 531

52

Karl Barths Versuch einer Korrektur der Prädestinationslehre Calvins

Im neusten Band seiner Dogmatik *) behandelt Karl Barth als Fortsetzung und Abschluss der bereits einen Band füllenden «Lehre von Gott» das Problem der Prädestination und der Ethik. Auch abgesehen von dem Gesamtzusammenhang, in welchem diese beiden Lehrstücke in dem nunmehr über seine Grundlegung hinausgewachsenen Gebäude der Barth'schen Dogmatik stehen, dürften sie heute auf besonderes Interesse stossen. Auf die Ethik, welche sich aus Barths Theologie ergeben sollte, konnte man längst gespannt sein, und dass er ihre «Grundlegung» hier nun in dem ungewohnten Zusammenhang der Lehre von Gott entwickelt, mag die Erwartung, was denn dabei herauskommen könne, noch steigern. Und wie die Frage: Was sollen wir tun? — theologisch gesprochen: was ist Gottes Gebot? — heute brennend ist, so bedrängt uns auch die andere, um die es in der Prädestinationslehre geht, die Frage nach dem Grund des Nichtseinsollenden, des Gottwidrigen in der Welt Gottes — um in der Sprache des Glaubens zu reden. Zu beiden Problemen bietet dieser Band viel Stoff und Gedanken, und er ist reich an Ueber- raschungen — für manche wohl auch an Enttäuschungen.

Statt einer allgemeinen Inhaltsangabe sei hier zur Charakterisierung des Ganzen ein spezielles Thema herausgegriffen, auf dessen Bedeutung Barth im Vorwort selber hinweist. Er schreibt dort im Blick auf den Inhalt dieses Halbbandes: «Er ist darum ein besonderer, weil ich das Geländer der theologischen Tradition hier noch viel mehr loslassen musste als in dem ersten Teil der Gotteslehre. Ich wäre in der Prädestinationslehre an sich viel lieber bei Calvin geblieben, statt mich nun so weit von ihm zu entfernen . . . Aber es ging und es geht nicht. Die Neue- rung setzte sich bei mir, je länger ich die Bibel über diese Dinge zu mir reden liess und was ich zu hören meine, bedachte, um so unwiderstehlicher durch.» Wie das Kapitel über «Gottes Gnaden- wahl» es denn auch bestätigt, sieht sich Barth schweren Herzens genötigt, gegenüber dem von ihm sonst hochverehrten Lehr- meister den für beide gleich schwerwiegenden Vorwurf zu erheben, dass Calvin in einem zentralen Punkte seiner Theologie, eben hinsichtlich seiner Fassung des Prädestinationsdogmas, nicht schriftgemäss sei, und aus dieser Feststellung die Konsequenz der «Notwendigkeit einer Totalrevision des Dogmas» (373) im Sinne grösserer Schrifttreue zu ziehen. Diese «Korrektur», welche Barth an der calvinischen Prädestinationslehre vornimmt, ist in ihrer Begründung und Durchführung vorzüglich geeignet, einen Begriff vom Wesen und von der Problematik der «Kirchlichen Dogmatik» zu vermitteln.

Calvin, in welchem Barth neben Augustin den vorzüglichsten Vertreter der «klassischen» Prädestinationslehre sieht, definiert im 3. Buche seiner Institutio das Wesen dieses Dogmas folgen- dermassen: «Prädestination nennen wir das ewige Dekret Gottes, in welchem er bei sich beschlossen hat, was er wolle, dass mit einem jeden einzelnen Menschen geschehe. Es sind nämlich nicht alle unter der gleichen Bedingung geschaffen: während den einen das ewige Leben, ist den andern die ewige Verdamm-

Wortes Gottes zu nahe getreten und damit sein Sichkundgeben überhaupt verunmöglicht. Auf die selber gestellte Frage würde der Mensch als Antwort wiederum nur sein eigenes, aber nicht Gottes Wort hören. (40 ff.)

Die weitere Voraussetzung des Hörens des Wortes Gottes in der Schrift besteht für Barth darin, dass man sie in ihrem ganzen Bestande, im Alten wie im Neuen Testament, christo- logisch, d. h. als «Christuszeugnis» versteht. Von hier aus muss er nun aber Calvins Prädestinationslehre auch in wesentlichen inhaltlichen Punkten als nichtschriftgemäss ablehnen. Wenn alle Aussagen der Schrift christologisch zu verstehen sind, dann ist Christus — anders als es bei Calvin der Fall ist — gerade auch als Schlüssel zum Verständnis derjenigen biblischen Texte zu ver- wenden, welche spezifisch prädestinarianischen Charakter tragen. In einer ausführlichen «exegetischen» Behandlung der Kapitel 9—11 des Römerbriefes (222—336), in welchen Paulus u. a. den von den Vertretern der klassischen Prädestinationslehre viel- zitierten Vergleich Gottes mit einem Töpfer verwendet, welcher die Macht hat, «Gefässe der Ehre» und «Gefässe der Unehre» herzustellen (Röm. 9, 21), erklärt Barth z. B., dass Calvin hier zu Unrecht eine Auskunft über das Schicksal des einzelnen Men- schen suche, indem als Objekt des göttlichen Erwählens und Verwerfens der Gottmensch Christus einzusetzen sei, und dass es ebenso unrichtig sei, wie Calvin es tut, hier von einem verborgen- en Ratschluss Gottes, demzufolge es zum vornherein zwei Klassen von Menschen, Erwählte und Verworfenen gebe, zu reden, indem auch hier der erwählende und verwerfende Gott kein anderer sei, als der in Christus das Heil aller Menschen wollende

Die Gärten sterben

von Hans Walter

Die Gärten sterben, es stirbt mein Lied.
Aus Rasenbeet und Wipfeln flieht
das herbstlich Bunt, die Welt erlahmt.
Die Pforte schliesst, und Falblaub sargt
den Brunnen ein. Der Gärtner harkt
im Dürr, das sterbend sich versamt.
Verzagt ein Standbild dort im Nebelwehn,
der See ergraut — nur Schwäne gleiten
nah bei den Pfählen, wo die Möwen streiten,
wo du und ich versunken stehn.

Gott der Liebe. «Das Prädestinationsdogma», erklärt Barth, «besteht also in seiner einfachsten und umfassendsten Form in dem Satz: die göttliche Prädestination ist die Erwählung Jesu Christi. Der Begriff der Erwählung redet aber von einem Dop- pelten: von einem Erwählenden und einem Erwählten. Und so schliesst ja auch der Name Jesus Christus ein Doppeltes in sich:

belastet ist. Einmal folgt aus ihr eine mit der Heilsgewissheit des reformatorischen Rechtfertigungsglaubens unvereinbare Ein- schränkung der in Christus offenbaren Universalität des gött- lichen Heilswillens. Wenn Gott zum vornherein eine bestimmte Anzahl von Menschen zur ewigen Verdammnis bestimmt hat, dann ist Christus eben nicht für alle gestorben, sondern es fragt sich auch, warum er für die Erwählten habe sterben müssen, wenn ihre Erwählung doch zum vornherein feststand? Zum andern aber wird in der calvinischen Fassung des Prädestinations- dogmas Gott zum Urheber der Sünde im Menschen gemacht und damit wird die Möglichkeit einer sittlichen Verantwortung des Menschen gegenüber dem Gebot Gottes von Grund auf in Frage gestellt. Gerade in dieser Form der doppelten Prädestination ist der Determinismus für die Ethik tödlich.

Angeichts dieser beiden Grundmängel der Prädestinations- lehre Calvins erscheint Barths «christologische Korrektur» auf den ersten Blick geradezu als ein Ei des Kolumbus. Besteht, wie Barth ausführt, die göttliche Prädestination, d. h. der freien Vahl Gottes, in der Verdammung seines Sohnes das Heil der Menschen zu wirken, dann kann hier von keiner Einschränkung der Universalität des göttlichen Heilswillens mehr die Rede sein. «In der Selbsthingabe Gottes in Jesus Christus», sagt Barth, «ist das deutlich, dass eben die Verwerfung uns nichts angeht, weil Gott selbst es auf sich genommen hat. Ist es nun so, dass wir eben, indem wir Gottes Selbsthingabe in Jesus Christus glauben, auch an Gottes Prädestination glauben dürfen und sollen, dann können wir nur an unsere und aller Menschen Nicht-Verwerfung glauben, dann können wir die Verwerfung des Menschen nur noch als den finsternen Gegenstand des Unglaubens, als das objektive Korrelat als falschen Glaubens verstehen: des Glau- bens an das, was Gott nicht beschlossen, sondern in seinem Beschluss ausgeschlossen hat.» (184). Darin erblickt Barth auch «Gottes Rechtfertigung» hinsichtlich der «Zulassung des Sünden- falls» (180) und damit eine Sicherstellung der ethischen Verant- wortlichkeit des Menschen, indem es in des Menschen Ent- scheidung liege, ob er sein Nichtverworfen- sondern Angenom- meinsein bei Gott gelten lassen wolle oder nicht. (181).

Man mag sich mit Barth füglich wundern und fragen, warum Calvin und die altreformierte Orthodoxie bis zum heutigen Neu- Calvinismus nicht auf diese Lösung geraten seien, sondern sich vielmehr beharrlich dagegen wehren, obschon sie gerade Calvin, wie Barth zeigt, eigentlich naheliegen müsste. Man braucht sich nur die Konsequenzen zu vergegenwärtigen, die sich aus Barths Korrektur ergeben, um sofort zu begreifen, warum Calvin es vorzog, es mit der Wirklichkeit des Deus absconditus, dem Ge- heimnis des verborgenen Gottes zu wagen, als mit einzelnen Vorläufern Barths in eine Heilshelle zu blicken, durch die das Auge so geblendet wird, dass es die Wirklichkeit nicht mehr wahrzunehmen vermag. Einer solchen Heilsverblendung, die für die Wirklichkeit, auch die biblische Wirklichkeit blind macht, scheint uns die «Kirchliche Dogmatik» verfallen zu sein.

Wohl gelingt es Barth, die «Finsternis» des erwählenden und verwerfenden Gottes durch seine Identifizierung mit dem Gott- mensch Jesus Christus in das «Licht» des Erwähltseins aller an ihn Glaubenden zu verwandeln (108), aber nur dadurch, dass er das christologische Heilswerk aus dem Bereich der erfahrbaren Wirklichkeit der Geschichte herauslöst, und es zu einem rein innergöttlichen Prozess erhebt, von dem eben das gilt, was es da-

nicht alle unter der gleichen Bedingung geschaffen: während den einen das ewige Leben, in den andern die ewige Verdammnis zum Voraus bestimmt.» Wie der auch von Barth (41 f.) hervorgehobene Zusammenhang, in welchem diese berühmte Definition steht, zeigt, stellt sie für Calvin eine Antwort, und zwar die aus der Schrift sich ergebende Antwort auf die Frage: «Warum die einen glauben und selig werden, die andern aber nicht glauben und verdammt werden», (15) dar.

Gerade diese klassische Ausprägung der Lehre von der doppelten Prädestination als aus der Heiligen Schrift erhobene Lösung der für den Glauben rätselhaften Erfahrungstatsache eines bloss partikularen Erfolges des Evangeliums ist es nun aber, welche Barth sowohl nach ihrer formalen wie nach ihrer materialen Seite hin als theologisch illegitim, weil nicht schriftgemäss, aufs entschiedenste glaubt verwerfen zu müssen. Schon in ihrem Einsatzpunkt als Versuch, von einer bestimmten Erfahrung aus an die Schrift heranzutreten, um aus ihr eine Antwort auf uns bewegende Fragen zu erhalten, erscheint ihm als verfehlt. Nach Barth ist uns die Bibel nicht dazu gegeben, dass wir an sie aus unserer Erfahrung heraus Fragen stellen, sondern im Gegenteil dazu, dass wir uns durch sie mitsamt unserer fragwürdigen Erfahrungswirklichkeit in Frage stellen lassen. Nach seiner Auffassung von der Offenbarung des Wortes Gottes würde durch ein solches eigenmächtiges Fragen der Souveränität des

*) Karl Barth: Die kirchliche Dogmatik. Die Lehre von Gott, 2. Halbband. (Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich 1942.)

Tag hinterm Dunkel

Von Ernst Zahn

(Schluss)

Droben in ihrer kleinen Kammer, die ihr seit ihrem Einzug ins Haus zur Statt gedient, stand bald nachher die Genoveva. Noch musste sie sich besinnen: Wachte sie oder träumte sie? War das alles möglich oder —

Dann aber, sich zusammennehmend, setzte sie sich in Bewegung, zog aus einer Kommodenschublade ein mächtiges rotes Taschentuch, das noch der Mutter gehört hatte, sammelte ein paar Habseligkeiten hinein, in plötzlichen Einfällen, das sei zu brauchen und jenes nötig. Dabei surrte ihr im Kopfe immer dasselbe: Der Matthias und die Tilde Lutz! Der Matthias und die Tilde! Einmal sank sie auf einen Stuhl. Einmal erhob sie sich oder und knüpfte das Bündel zusammen. Dann setzte sie sich abermals und staunte vor sich hin.

Wohl eine Stunde verging.

Noch sass die Veva und starrte, als plötzlich die Kammertür aufflog und Matthias hereinplatzte. Er war sichtlich erregt und eilig. «Nur schnell!» stiess er heraus. Sein hübsches Gesicht spiegelte bittere Verlegenheit, Angst und etwas wie richtigen Kummer.

Veva, ihn erkennend, trat zum Fenster, lehnte sich mit dem Rücken ans Gesims; die zitternden Hände spannten sich ums Holz.

Matthias trat zu ihr. «Musst es halt verstehen», fiel seine hastige Rede. «Die Alten haben lange gedrängt, dass ich heirate. Und sie gefällt mir eben, die Tilde.»

«Warum hast du es mir nicht früher gesagt?» hielt ihm langsam und mit unsicherer Stimme die bleiche Veva entgegen.

Matthias wand sich. «Es ist mir nicht recht gewesen, deinetwegen», stotterte er.

Veva fuhr fort: «Einmal würdest du mich zur Frau nehmen, hattest du gesagt.» Ihre Worte klangen verloren, als lohne es nicht mehr, sie zu sagen.

Matthias antwortete: «Die Alten hätten es nicht zugegeben. Sie wollten, eines, du oder ich, müsstest aus dem Hause.»

«Und hattest mich doch schon zur Frau genommen», fuhr Veva wie aufgezo-gen fort. Aber sie verstand alles und wusste alles wahr, und dass der Matthias ein Windbeutel war und kein Held. Auch wie gern sie ihn trotz allem noch hatte, immer noch, fühlte sie. Schon aber nahm sie ihr Bündel auf. Schon ging sie an Matthias vorbei.

Dem blitzte es durch den Sinn, dass Aufsehen entstehen könnte. Er suchte sie zurückzuhalten.

Doch schon verliess sie die Kammer, sah, hörte ihn nicht mehr. Schon stieg sie die Treppe hinab.

KBA 4251

perien. von einem Erwählenden und einem Erwählten. Und schliesst ja auch der Name Jesus Christus ein Doppeltes in sich: dass der, der so heisst, wahrer Gott und dass er zugleich wahrer Mensch ist. Danach gliedert sich jene einfachste Form des Prädestinationsdogmas zunächst in zwei Sätze, die dahin lauten, dass Jesus der erwählende Gott, und dass er der erwählte Mensch ist.» (110)

Einen indirekten Beweis für die Richtigkeit dieser «christologischen Korrektur» der Prädestinationslehre Calvins erblickt Barth in den Schwierigkeiten, mit denen es Calvin und seine Nachfolger bei der konsequenten Durchführung ihrer Auffassung zu tun haben, sowie in dem Umstand, dass es ihm nun gelungen zu sein scheint, diese Probleme zu lösen.

Calvin hat bekanntlich den von ihm gelehrten doppelten Ratschluss Gottes, der einen zum Leben und der andern zum Tode, selber als ein «*Decretum horribile*» bezeichnet. Seine Prädestinationslehre ist denn auch nicht nur bei den Lutheranern, Katholiken und Humanisten auf den stärksten Widerstand gestossen, sondern er selber und noch viel mehr seine Nachfolger bemühten sich, diese Anstössigkeit zu mildern, freilich ohne Erfolg, es sei denn um den Preis unhaltbarer Inkonssequenzen. Die Darstellung dieser wenig erquicklichen und schliesslich mit der Preisgabe des Dogmas endenden dogmatischen Kämpfe um die calvinistische Prädestinationslehre gehört zum Besten des vorliegenden Bandes der Barth'schen Dogmatik.

Barth stellt hier richtig die beiden Hauptschwierigkeiten heraus, mit denen Calvins Lehre von der doppelten Prädestination

Die Marie, die Küchenmagd, begegnete ihr im Flur. «Was ist auch los?» fragte sie mit einem Blick auf das Bündel.

Veva ging auch an ihr vorbei.

Auch um die grosse, strenge Halligerin, die ihr just im Hausflur noch nachrief: «Veva! Hier herein!» und mit ihr offenbar reden wollte, kümmerte sie sich nicht. Sie schaute nicht rechts noch links. Jetzt trat sie aus dem Hause. Sie fühlte den warmen, klaren Sonntag nicht mehr, wusste nur, dass sie fort wollte, irgendwohin. Das Bündel trug sie in der Hand.

Die Sonne machte sich ein Nest in ihrem hellen Haar. Es war davon ein leises Leuchten.

III.

Einmal muss auch der benommene Kopf das Denken wieder lernen, einmal das innere Elend zum fressenden Kummer werden.

Die Genoveva Schmid wandelte aber mit ihrem Bündel einen langen Weg, bis ihr Innerstes gleichsam auseinanderbarst, und sie meinte vor Not schreien zu müssen. Dann entfiel ihr das Bündel und stand sie und schaute wegweiter, sich fragend, was für einen Zweck alles habe und wohin sie eigentlich unterwegs sei. Aus dem Halligergut kam sie her, belehrte sie dann gleichsam sich selbst, aus dem dazugehörigen Dorf. Durch Wiesen und Felder war sie geschritten, den Sonntagshimmel über und die Sonntagsstille um sich. Etwas Schöneres konnte es nicht geben als diese Wiesen, die zum Teil vom frisch geschnittenen Heu dufteten, diese gelben, reifenden Felder, da drüben der dunkle Wald, um dessen höchste Wipfel es wie weisse Funken ging, weil an den Waldschatten die Speere der Sonne abprallten, und diese einzige lautlose Herrlichkeit des Schweigens ringsum, das kein Eisenbahnpfiff, kein Menschenschritt und kein Hundegebell unterbrach.

Vevas Blick streifte dann die Bergwiese, wo sie am Morgen gearbeitet hatte. Das rief ihr deutlicher ins Gedächtnis, was zwischen dann und jetzt sich ereignet hatte.

Plötzlich sah sie drüben auch den Fluss blitzen, der am Fusse des Hügels landeinwärts und dem Walde zuströmte. Sie kannte das Wasser mit dem stillen, Tiefe verratenden, raschen Zuge, wusste, wie es sich eine Weile im Wald verlor und jenseits den Weiterweg nahm, gleich der Strasse, auf der sie jetzt ging und die, braun und gerade wie eine Schwester zum Flusse war.

Ein neuer Gedanke kam ihr jetzt auch, eine Erleuchtung oder eine Verzweiflung, und ein Zwang nach einem Ziel. Sie nahm mechanisch ihr Bündel wieder auf. Ihr Gang verlor das Schwankende, Zögernde und wurde rascher, als könne sie nicht früh genug den Ort, an den sie gehörte, erreichen.

Gleich einem Fächer tat sich bald nachher der grüne Wald vor ihr auf, Buschwerk und Bäume, eines das andere über-

Wirklichkeit der Geschichte herauslöst, und es zu einem rein innergöttlichen Prozess erhebt, von dem eben das gilt, was er der Deus-absconditus-Spekulation glaubt vorwerfen zu können, wenn er von ihr als einem «unechten, unerquicklichen und jedenfalls tief unchristlichen Mysterienspiel» (159) redet.

Noch schlimmer wirkt sich die «christologische Korrektur» in ihrer Absicht, Gott vor dem Vorwurf, der Urheber des Bösen zu sein, zu rechtfertigen und damit die ethische Verantwortlichkeit des Menschen sicherzustellen aus, indem Barth dieses Ziel dadurch zu erreichen sucht, dass er das Böse wie Plato als ein Nichtseiendes betrachtet. Wenn dem Bösen als dem von Gott «Nichtgewollten» keine Realität, oder nur eine «schattenhafte», «fliehende» zukommt (z. B. 185 ff.), dann kann Gott allerdings nicht sein Urheber sein, denn das Nichtseiende hat wohl überhaupt keinen Urheber. Es ist dann aber auch nicht mehr erfindlich, warum es ein Gebot Gottes geben soll, und wie der ihm Gehorsame sich gegen etwas, das gar nicht existiert, entscheiden soll. Diese Problematik bildet denn auch den Inhalt des die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes ausmachenden Kapitels über «Gottes Gebot», das eher eine Auflösung denn eine «Grundlegung» aller Ethik darstellt. Die Quintessenz der Ausführungen Barth's zu diesem Thema besteht darin, den Gläubigen in die ausweglose Situation der Einsicht in die Notwendigkeit und zugleich Unmöglichkeit der Erkenntnis und Erfüllung des «konkreten» göttlichen Gebotes hineinzumanövrieren, um ihm dann in der Verzweiflung den Trost

ragend. Tiefbeschattet, eine heimliche Stube, lag die Strasse dazwischen. Gerade so weit aber reichte noch der Blick, dass sie die Stelle erkannte, wo eine Brücke den Fluss überspannte.

Genoveva stöhnte leise; aber sie taumelte weiter. Ihr Blick suchte — zwischen den Stämmen, am steinernen Brückengeländer, an der Böschung. Die Mauer war leicht zu überklettern, dachte sie; aber vielleicht an der Uferböschung glitt man blindlings und rascher hinab und hinein!

Wozu aber noch das Bündel?

Schon wollte der Hand des Mädchens die kleine Last abermals entfallen. Da störte sie die Erscheinung einer andern Frau, die auf einem Fussweg, der der Uferböschung folgte, auftauchte. Hager, dunkelgekleidet, hochgewachsen kam sie daher und hatte das bleiche, strenge Gesicht einer Lehrerin oder andern Regentin, vor der man unwillkürlich Respekt haben musste.

Der Veva fuhr es durch den Kopf, dass sie die andere vorbeilassen wolle, dass sie keine Zeugen brauche. Aber noch schwankend und gezogen und getrieben vom Fieber ihres Entschlusses, torkelte sie näher an die Brücke heran.

Nun stand sie Auge in Auge mit der andern Frau und erkannte sie. Wer kannte die Distriktschwester und Hebamme Klara Imhof nicht?

«Tag», grüsste diese, stillstehend. Auch sie hatte Veva von ferne erkannt.

«Tag, Schwester», gab diese leise und verwirrt den Gruss zurück.

«Bist du nicht die Veva von Halligers?» fragte die Hebamme. Das Mädchen nickte.

Indessen hatten die dunklen Augen der Imhofin forschend auf ihren Zügen. Die Menschenkennerin erriet darin das Zerstückte, Verlorene.

«Wohin willst du?» fragte sie Veva weiter aus. «Bist du fortgegangen von den Halligers?»

Genoveva wand sich. Was sollte sie antworten? «Ich weiss nicht», gab sie zurück. Es war alles, was ihr einfiel, und Hoffnung und Erwartung, dass die Schwester weitergehen und sie allein lassen werde, gab ihren Worten etwas Ungeduldiges. Sie legte auch ihr Bündel an das Brückengeländer und lehnte sich selbst daran, als kümmere jene sie nicht mehr.

«Komm», sagte da die graue Frau. Es tönte laut und wie ein Befehl. «Vielleicht haben wir denselben Weg», fügte sie hinzu. Sie war entschlossen, dem Kummer auf den Grund zu kommen, den sie aus dem jungen Gesicht der Veva las.

«Ich will noch warten», wich ihr diese aus.

Die Imhofin betrat die Brücke, als wolle sie weitergehen; aber heimlich schaute sie zurück, und es entging ihr nicht, wie

zu geben: «Das Gebot Gottes will gar nichts von uns, als dass wir unsererseits es gelten lassen, dass Gott in Jesus Christus so gütig ist, uns als die, die wir sind, gelten zu lassen.» (653). Und so mündet denn dieses «ethische» Kapitel (819 ff.) auch aus in eine Auffrischung des alten lutherischen, aber völlig unpaulinischen «iustus et peccator simul», über dessen Unzulänglichkeiten Calvins Prädestinationslehre gerade hinauskommen wollte.

Der Preis, den Barth für die Behebung einiger Unstimmigkeiten innerhalb der Prädestinationslehre Calvins bezahlt, ist also reichlich hoch, und man versteht es, dass sich weder Calvin noch die heutigen integralen Calvinisten dazu verstehen können.

Mit dem Aufweis der Problematik der Barth'schen «Korrektur» an diesen zwei Punkten ist aber die Hauptschwierigkeit seines ganzen Unternehmens noch kaum berührt. Seine schwächste Stelle liegt nämlich in der Absicht einer «Vollendung» der calvinistischen Prädestinationslehre im Sinne grösserer «Schriftmässigkeit» selber. Im Blick auf die Ausdehnung, welche in diesem Band die «exegetischen» Partien angenommen haben, möchte man vermuten, dass Barth selber um die mit dem Begriff «schriftgemäss» bezeichnete Grundproblematik nicht nur dieses einen Lehrstückes, sondern seiner ganzen Dogmatik weiss. Auch mit der Bitte um den Heiligen Geist, mit welcher er vorläufig dieses an sich gewaltige Werk abschliesst, kann eben jene Unmöglichkeit schriftgemässer Theologie, mit der einst schon ein Calvin, nicht minder gewaltig aber auch nicht minder vergeblich gerungen hat, nicht aus der Welt geschafft werden. Auch der vielberufene «Raum der Kirche» ist kein Ersatz für den die Voraussetzung der urchristlichen Prädestinationslehre bildenden eschatologischen Raum, an den Barths Begriff der «Urgeschichte» gerade noch schwach erinnert (z. B. 6). Wenn er im Vorwort bemerkt, dass er sich wohl denken könnte, dass das, was er «sagen möchte, diesem oder jenem Leser in diesen (exegetischen) Exkursen noch deutlicher werden möchte als im Haupttext», so könnte es auch geschehen, dass statt dessen diesem oder jenem Leser noch etwas anderes deutlich wird, nämlich die «Notlage» dieser Theologie gegenüber dem Kriterium der Schriftgemässheit. Es lohnt sich diese «Exegese» kennen zu lernen!

Und wenn dabei in «diesem oder jenem Leser» die Erkenntnis reift, dass man auf diesem Wege Calvins Prädestinationslehre nicht verbessern, sondern nur verschlimmern kann, und dass deshalb die protestantische Theologie auf dem hier eingeschlagenen Wege nicht weiterkommen kann, dann ist das angesichts der heutigen theologischen Situation eine so ganz und gar nicht selbstverständliche Sache, dass man sich ihren Gewinn schon einige Mühe kosten lassen darf — auch die Lektüre von einigen hundert Seiten «Kirchlicher Dogmatik».

Fritz Buri.

Demokratische Staatsform als Forderung der geistigen Hygiene

von Dr. Franziska Baumgarten

Es werden gegenwärtig viele Gründe für die demokratische Staatsform ins Feld geführt. Uns scheint es nicht unwichtig, auch auf einen hinzuweisen, der bisher noch nicht die ihm gebührende Beachtung fand.

Für das körperlich-seelische Gedeihen des Menschen ist es äusserst wichtig, unter welchen sozialen und politischen Bedingungen er lebt: Kann der Einzelne seine Kräfte sich voll und frei auswirken lassen; besitzt er eine genügende Entfaltungsmöglichkeit, oder ist er gehemmt? Wird seinen Neigungen und Interessen entsprochen, oder bleibt er dauernd unbefriedigt? Im ersteren Falle hat man es mit frohen, zufriedenen, lebensbejahenden, im letzteren mit verbitterten, ressentimentsbeladenen Menschen zu tun.

Die Psychiatrie der letzten drei Jahrzehnte hat wiederholt darauf aufmerksam gemacht, wie die unvollkommene Entwicklung der psychischen Kräfte zu nervösen und psychischen Störungen führen kann. Es entsteht daher die Forderung einer geistigen Hygiene, die, analog der Hygiene des Körpers, die seelische Gesundheit anstrebt, dass die dem Menschen innewohnenden Begabungen, Anlagen und Eigenschaften zu möglichst fruchtbarer Auswirkung gelangen sollen. Dies ist ein Postulat ihres «minimalen Vitalprogramms».

Kräfte in Anspruch nimmt. So wie wir Gebrauchsgegenstände besitzen, die nur einem Zwecke dienen (die Uhr, der Stuhl, der Schrank, die Kanne), so haben wir auch aus den Menschen in wirtschaftlicher Hinsicht einseitige «Zweckmensch» geschaffen, die oft eine bestimmte, eng begrenzte, zuweilen nur auf einige wenige Griffe beschränkte Tätigkeit in den industriellen Berufen ausüben.

Man ist sich noch viel zu wenig über den Einfluss des modernen Berufslebens auf unsere Psyche klar. Die Rationalisierung der Betriebe und Unternehmungen, die einen unbedingten Gehorsam den Vorgesetzten gegenüber, das Einhalten eines bestimmten, in der Regel schwierigen Tempos, das dem eigenen Tempo sehr oft nicht entspricht, die abstumpfende Monotonie der Verrichtungen, ferner das Mitleben in einer Arbeitsgemeinschaft, die nicht nach Wahl, sondern zufällig zusammengesetzt ist und an die Anpassungsfähigkeit des Einzelnen grosse Ansprüche stellt, fordert durch das alles eine Anspannung der seelischen Kräfte, der viele Menschen gar nicht gewachsen sind: Die ewige Anstrengung, solchen Forderungen gerecht zu werden, führt zu Ressentiment, Reizbarkeit, Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der Umwelt, was alles das seelische Gleichgewicht stört und zu nervösen Erkrankungen führt.

Ferner bedingt der Umstand, dass die «freien» künstlerischen und intellektuellen Berufe «brotlose» sind und kein ständiges Auskommen garantieren, oft seelische Konflikte, indem man sich vor die Wahl gestellt sieht, entweder eine Genugtuung an der Berufsarbeit mit schlechtem materiellem Auskommen zu bezahlen, oder ein gutes Auskommen mit einem ewigen Unbefriedigtsein. Man wählt gewöhnlich das letztere, das anscheinend vorteilhafteste, ohne daran zu denken, dass der seelische Schaden gross ist.

Der verheerende Einfluss dieser Tatsache auf Körper und Geist, von dem man sich selber bewusst noch viel zu wenig Rechenschaft gibt, wird aber instinktiv durch verschiedene «Freizeit»-Betätigungen zu kompensieren gesucht. Ausübung der persönlichen Lieblingsbeschäftigung, Sport, Mitwirkung in verschiedenen Gesang- und Musikvereinen, Anteil am politischen Leben (resp. am Parteileben) sind solche Ausgleichs, die man gegenüber der einseitigen Berufsarbeit mit mehr oder weniger Erfolg anwendet.

Würde also dem modernen Berufsmenschen auch noch die politische und soziale Freiheit genommen, so bestünde die Gefahr seiner psychischen Verkümmung. Wir sehen dies deutlich an der geistigen Produktion der Völker: — die politische Knechtung, die eine Uniformierung der Geister erzwingt, hatte immer äusserst verhängnisvoll gewirkt, so die jahrhundertlange Knechtschaft des begabten russischen Volkes unter den Tartaren, diejenige der südslawischen Völker unter den Türken usw. Umgekehrt zeigt die freie Schweiz die verhältnismässig höchste Zahl von Entdeckern und Forschern. Der menschliche Geist gedeiht nur in der Sonne der Freiheit.

In Anbetracht der Tatsache nun, dass der grössere Teil unseres Lebens — das Berufsleben — die Verwertung unserer psychischen Fähigkeiten nicht im vollen, notwendigen Umfange zulässt, ist es schon aus diesem Grunde unerlässlich, dem arbeitenden Volke in der Staatsform bestimmte Freiheiten zu gewähren. Man sollte bedenken, dass in früheren Zeiten, als die politische Knechtschaft gross war, einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung, der sich dem Handwerk, der Herstellung von Ganzobjekten widmete, eine ausgedehnte Möglichkeit geboten war, seine psychophysischen Fähigkeiten zur Auswirkung zu bringen.

Einer Toten

Von Ida Frohn Meyer

Mögen Tage, Monden gleiten,
seit sich deine Gruft geschlossen —
bist so tief in mir beschlossen,
dass ich fühle dich zur Seiten.

Die vielseitige Art der Berufstätigkeit ersetzte somit die politische Freiheit. Heute ist es umgekehrt. Das Befremden, das sich vorwiegend in industriellen Unternehmungen abspielt, engt grösstenteils die körperlich arbeitenden Massen stark ein; daher muss auf einem anderen Gebiete des menschlichen Daseins ein Ausgleich hierfür geschaffen werden.

Wir sind uns bewusst, dass die demokratische Staatsform, so wie sie heute besteht, noch keine endgültige Verwirklichung der menschlichen Freiheitsideale darstellt. Vieles in ihr ist noch recht «korrektionsbedürftig». Aber im Vergleich mit andern Staatsformen, stellt sie noch den besten Ausgleich zwischen den Tendenzen der öffentlichen und privaten Machtsphäre, den Ausgleich zwischen Bindung und Freiheit, dar. Schon die Tatsache allein, dass dem «Demokraten» das Recht zusteht, ohne Angst vor einer «Majestätsbeleidigung» seine Meinung über die sozialen Zustände frei zu äussern, verleiht ihm das Gefühl der geistigen Unabhängigkeit, das eines der Bedürfnisse der menschlichen Natur ist.

Die demokratische Staatsform, die der überwiegenden Mehrheit einer Volksgemeinschaft zur freien Auswirkung eines Teiles ihrer Kräfte zur freien Äusserung ihrer Meinungen und Urteile dienen kann, ist also eine auf psychologische Erkenntnis fundierte soziale Notwendigkeit. Dadurch, dass sie es jedem ermöglicht, sich politisch zu betätigen, befriedigt sie, wenigstens in dieser Hinsicht, die berechtigte Forderung des Individuums nach seiner allseitigen Entfaltung. Die neuzeitliche Demokratie ist somit eine Massnahme der psychischen Hygiene des Volkes.

Der Mohn-Palazzo

Wer in Florenz die Piazza Santa Trinità kreuzt, bemerkt zwischen mächtigen alten Bauwerken einen nur drei Fenster breiten Palazzo, der trotz seiner Verwitterung besonders elegant wirkt; zwei lange Seitenfronten ziehen sich in schmalen Strassen entlang. Er stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und führt offiziell den Namen Bartolini-Salimbeni, nach der Erbauerfamilie. Als der Kardinal Retz in Florenz weilte, war er von der Anmut dieses Palazzo so begeistert, dass er sich Grundriss und Zeichnung beschaffte und das gleiche Bauwerk auf dem heutigen Boulevard Montmartre in Paris errichten liess. Im Volksmund heisst das florentiner Haus «Palazzo per non dormire», und das hat folgende Bewandnis:

An der schwer überschaubaren Seitenfront befindet sich über einer Türe die Ueberschrift: «Per non dormire» (fürs Nicht-Schlafen), und diese Inschrift wiederholt sich auf allen Querbalken der Fenster. Eingefasst wird sie von den Zeichen des Schlafs, gebündelten Mohnblüten. Die Familie Salimbeni gehörte dem reichen Kaufmannsadel der Stadt an, der namentlich im Mittelalter durch seinen weltumspannenden Seidenhandel glänzte und über Pisa und Livorno seine Schiffe bis in den äussersten Orient kreuzen liess. Einmal indessen kehrten sie ohne Ladung zurück, d. h. die Schiffe hatten in China Seide geladen, aber mit der Seide auch Würmer, die auf der langen Reise Zeit gehabt hatten, die kostbare Fracht zu zerfressen. Das Kaufhaus stand vor dem Ruin, sofern eine Nachricht dieses Missgeschickes an die Öffentlichkeit und namentlich an die Börse drang.

Salimbeni griff zu einem verzweifelten, kühnen Mittel. Am Tag nach dem Eintreffen der katastrophalen Miss-Lieferung lud er die grossen Käufler der Stadt zu einem Bankett ein, sein Besitz an Gold- und Silbergerät, Platten, Pokale, sein kostbarstes Kristall wurde aufgetragen, und zur üppigsten Mahlzeit bot er vor allem die besten Weine der Toscana, denen auch reichlich zugesprochen wurde. In jeden Weinpokal liess er eine Opiumperle werfen; denn Opium, das Erzeugnis des Mohns, hatte er gleichfalls aus dem Osten importiert. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass sein Privatpokal nichts davon enthielt.

Anderntags, als eigentlich die neuen Seidensendungen über Pisa hätten auf dem Markt sein müssen, fehlten nicht nur diese, sondern auch die Konkurrenten, die ihrerseits hätten Verdacht schöpfen und den Ruin Salimbenis besiegen können: sie lagen schnarchend unter den Tischen ihres Gastgebers, nur er war wach und munter und vermochte an der Börse einen grossen finanziellen Coup zu landen, der seinen Kredit festlegte und die Grundlage zu neuem Vermögensanstieg der Salimbeni bildete. Die Renaissance hat bekanntlich viel mit Gift gearbeitet; immerhin wohl selten so gerissen und so wenig mörderisch wie in

nennen Begabungen, Anlagen und Eigenschaften zu möglichst fruchtbarer Auswirkung gelangen sollen. Dies ist ein Postulat ihres «minimalen Vitalprogramms».

Die freie, vielseitige Entfaltung der Individuen ist jedoch im modernen Leben in zahlreichen Fällen bereits durch die Formen der Wirtschaft gehemmt. Das Berufsleben verlangt heute weitgehende Spezialisierung, und diese Spezialisierung bedeutet — wenige Fälle ausgenommen — nichts anderes als eine Inanspruchnahme von wenigen Eigenschaften, die für die Ausübung eines bestimmten Berufes, richtiger gesagt, einer einseitigen beruflichen Betätigung notwendig sind. Die neuzeitlichen Produktionsmethoden, wie die den Arbeitsprozess stark zergliedernde Arbeitsteilung, die Serienproduktion, das laufende Band u. a. m., die man immer als notwendige, nicht mehr zu ändernde Tatsachen hinstellt (man könne doch nicht das Rad der Entwicklung der Technik zurückdrehen!), führen bei der Mehrzahl der Berufstätigen zu einer starken Einengung der Auswirkungsmöglichkeit der ihnen gegebenen Fähigkeiten. Der grössere Teil der arbeitenden Menschen ist heute an eine Beschäftigung gebunden, die nur in geringem Masse die psychischen

bist so tief in mir beschlössen,
dass ich fühle dich zur Seiten.

Wie in den vergangenen Zeiten
ist dein Blick, dein Wort mir Segen,
muss in deine Hände legen
ich mein Hoffen, Streben, Streiten ...

Wie sich deine Augen weiten,
liesest du, was ganz dein eigen! —
Ach noch dieses lass dir zeigen
und noch jenes unterbreiten!

... Weht ein Hauch — — du bist gegangen ...
War ohn' Wesen mein Beginnen?
Lautem Tag verstrickt mein Sinnen?
... Stille nur kann dich empfangen.

ziellen Coup zu landen, der seinen Kreuzzug festlegte und die Grundlage zu neuem Vermögensanstieg der Salimbeni bildete. Die Renaissance hat bekanntlich viel mit Gift gearbeitet; immerhin wohl selten so gerissen und so wenig mörderisch wie in diesem Fall.

Als die Konkurrenten erwachten, durfte Salimbeni sich die Hände reiben. Seine Erfolge wuchsen sich mit der Zeit märchenhaft aus, er konnte die wurmzerfressenen Seidenlieferungen verschmerzen. Er ging nun daran, sich ein dem patrizischen Stil der Stadt entsprechendes Haus zu bauen. So entstand der schöne Palazzo, der allerdings im Geschmackswandel der Zeit zunächst auf Kritik stiess. Und hierin mag die wahre Ursache für die Inschrift zu suchen sein. Denn diese kleine Geschichte wird in mehreren Fassungen überliefert, was darauf deutet, dass sie legendenhaften Ursprungs ist. Sicher wollte der Erbauer damit andeuten: weil ich nicht geschlafen habe, weil ich geistesgegenwärtig blieb, habe ich mein Glück gemacht — nun ist's mir gleichgültig, was ihr über mein Haus redet. Immerhin dürfte der Mohn als Symbol eines Kaufmannshauses mit grossem Erfolg ein originelles Emblem sein. M.

Vevas Oberkörper gleichsam kraftlos über das Geländer fiel, während sie in das riesenschlangengleiche Gleiten des Wassers starnte.

Die herben Lippen der Hebamme schlossen sich. So sah sie immer aus, wenn sie einer Wöchnerin über den letzten, schwersten Augenblick hinweghalf. Jetzt kehrte sie um. Stumm nahm sie Vevas Bündel auf und schob ihren eigenen starken Arm durch den willenlosen des Mädchens. Sie stützend und meisternd zog sie sie mit sich.

Sie überschritten die Brücke, betraten neuen Wald. Die Unruhe der ziehenden Wellen verlor sich hinter ihnen. Es blieben nur Bäume, dunkle, hochaufgerichtete, allen Lärm fernhaltende Bäume.

An einer Stelle lag der entrindete Stamm einer Buche. Zu diesem hin geleitete die Imhofin das Mädchen. Nichts weiteres fragte sie, setzte sich nur zu ihr auf den Baumstamm und begann selbst zu sprechen: «Das ist eine merkwürdige Brücke, da drüben. Sie könnte allerlei erzählen. Auch von mir und einigen zwanzig Jahren früher, und wie ich am Geländer stand. Es hatte mich einer betrogen, und das Leben war mir verleidet. Ich war gekommen, es in das Wasser zu werfen, das geschändete, nutzlose. Als ich aber so stand und unter mir das dunkle, wuchtvolle Wasser sah, kam mir ein Gedanke, der wie ein Aufrütteln war. Was für eine Kraft die haben, dachte ich von den Wellen. Furchtbar fast schien sie mir. Und dann roch ich den Wald und das Harz, und dann kam ein wenig Wind. Nur gerade ein Säuseln. Das war, als ob mir einer die Backe streichelte, irgendeiner oder eine, gerade nur zum Zeichen, dass man es gut meine. Und dann schien mir, als fliessen etwas von dem starken Wasser und dem Waldduft und dem Wind in mich selber hinein. Darauf sah ich hoch über den Tannen den Himmel, blau wie ein Wunder aus einer andern Welt. Da bin ich weitergegangen.»

«Wohin?» fragte Veva.

«Arbeit suchen!» gab die Frau zurück.

Die Veva aber sank plötzlich zu Boden. Ihre letzte Kraft versagte. Sie weinte zum Herzbrechen. Und aus allem Flennen heraus klagte sie: «Ich kann nicht mehr arbeiten.»

Die Imhofin beugte sich nicht zu ihr hinab. Sie bekam nur die Hand zu fassen, mit der das Mädchen sich an ihr Knie klammerte. «Das meint man so», sprach sie weiter. «Aber die Arbeit hat es in sich, dass sie auch zur Kraft wieder hilft. Gesund macht sie, die Arbeit. Und tut einem die Augen auf. Man sieht, was noch ist, nicht nur, was gewesen.»

Schon schob sie jetzt den Arm wieder unter den der Genoveva und zog sie auf.

Kein Mensch war bis dahin die Strasse dahergekommen. Kein Mensch begegnete ihnen, solange sie im Schatten der Bäume schritten. Als sie aber sich dem Ausgang des Waldes näherten, stürzte die feierliche Heiterkeit des Sonntags, die Sonne, das Wiesengrün und das Gold der Felder fern herein. Und als sie hinaustraten, erblickten sie, obwohl auch noch entfernt, ein

Dorf. Das hatte einen schlanken roten Kirchturm und einen goldenen Wetterhahn darauf. Der blitzte in der Sonne.

«Dort wohne ich», sagte die Imhofin. «Dort wollen wir weitersehen.»

Der Arm der Veva verband sich mit dem ihrigen. Es war, als ginge ein Muskelschwellen durch den des Mädchens.

Und sie schaute in das Licht. Leise Wärme färbte kaum merklich die Wangen.

So zogen die beiden Frauen in den Tag hinterm Dunkel.

Der abgelehnte Schluss von „Anna Karenina“

Ein unbekannter Brief von Leo Tolstoi

L. B. Der folgende deutsch noch nirgends veröffentlichte Brief ist dem umfangreichen Briefwechsel entnommen, den Leo Tolstoi in den Jahren 1870 bis 1894 mit dem bekannten russischen Literaturhistoriker und Essayisten N. N. Strachow geführt hat. Zur Vorgeschichte des Briefes nur soviel: Der serbisch-türkische Krieg (1876/77) hatte in den Kreisen der russischen Nationalisten (Slawophilen) ungeheure Begeisterung und Sympathie für die «slawischen Brüder» hervorgerufen. Im April 1877 erfolgte die russische Kriegserklärung an die Türkei. Tolstoi, der seit 1872 an seinem Roman «Anna Karenina» arbeitete und die ersten sieben Teile seines Werkes in der von dem slawophilen Schriftsteller M. N. Katkow redigierten Zeitschrift «Russkij Westnik» («Der russische Bote») in den Jahren 1875 bis 1877 veröffentlicht hatte, schilderte, angeekelt von der künstlich angestachelten Kriegsbegeisterung der damaligen russischen Gesellschaft, in dem bitter-ironischen achten (Schluss-)Teil seines Romans, wie Wronskij aus eigenen Mitteln ein «Freiwilligen»-Korps ausrüstet und — aus Schmerz über den Tod der Anna Karenina — selbst in den Krieg zieht. In diesen letzten Kapiteln geisselt Tolstoi den Wahnsinn des Krieges. Katkow weigerte sich, diesen «defätistischen» Schluss des Romans in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen. Hierauf bezieht sich dieser, nur in einem Entwurf vorhandene Brief, den Tolstoi seinem Freunde N. N. Strachow diktiert und handschriftlich verbessert, nachher aber nicht abgesandt hatte.

Tolstoi an Katkow

Jassnaja Poljana, Mai 1878.

Sehr geehrter Herr!

Das Maiheft des «Russischen Boten» enthält an versteckter Stelle eine redaktionelle Notiz, die sich auf den fehlenden Schluss des Romans «Anna Karenina» bezieht. Diese Notiz ist geradezu erstaunlich durch ihre Gewissenhaftigkeit den Abonnenten des «Russischen Boten» gegenüber, gar nicht zu reden von der meisterhaften Form, in der sie abgefasst ist, so dass ich es nicht für überflüssig halte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Notiz zu lenken. Hier ist sie:

«Im letzten Heft des „Russischen Boten“ stand unter dem Roman „Anna Karenina“: „Schluss folgt“. Aber mit dem Tode der Heldin ist der Roman ja eigentlich zu Ende. Nach dem Plan des Autors sollte noch ein kurzer Epilog im Umfang von zirka zwei Bogen folgen, aus dem der Leser erfahren sollte, dass Wronskij in seiner Verwirrung und in seinem Kummer über den Tod der Anna Karenina als Freiwilliger nach Serbien geht und dass alle andern leben und gesund sind. Ljewin bleibt in seinem Dorf und ärgert sich über die Freiwilligen. Der Autor wird dieses Kapitel in einer separaten Ausgabe seines Werkes vermutlich noch weiter ausspinnen.

Die Redaktion des „Russischen Boten“.

Die Gewissenhaftigkeit in bezug auf die Abonnenten kam darin zum Ausdruck, dass die Redaktion, die sich geweigert hatte, den Schluss meines Romans zu drucken, in ihrem Bemühen, die Neugier ihrer Leser zu befriedigen, ihnen den Inhalt des ungedruckten Teiles mitteilt und die Leser mit der Versicherung beruhigt, dass der Roman ja eigentlich zu Ende und nichts besondres mehr zu erwarten sei.

Die Feinfühligkeit in bezug auf den Autor kam darin zum Ausdruck, dass man ihn nicht nur verhinderte, schädliche Gedanken zu äussern, sondern dass man ihm auch zeigte, wie und womit er seinen Roman hätte zum Abschluss bringen müssen. Da man den Schluss des Romans, wie der Autor ihn geschrieben hat, nicht abdruckte, wählte man mit sicherer Hand einen andern Schluss und zeigte dem Verfasser und andern das Wesen dieses Schlusses.

Die meisterhafte Darstellung des so verfertigten Schlusses von «Anna Karenina» lässt einen nur bedauern, weshalb die Redaktion des «Russischen Boten» in den letzten zwei Jahren in ihrer Zeitschrift so viel Raum auf diesen Roman verschwendet hat. Sie hätte mit derselben Grazie und lakonischen Kürze den ganzen Roman in nicht mehr als höchstens zehn Zeilen erzählen können. [Etwa so: Es war da eine Dame, und sie verliess ihren Mann usw. Aber da sie einen andern lieb gewann, begann sie mit ihm zu schmollen und warf sich unter einen Eisenbahnzug. Ausserdem war da ein Ljewin, er heiratete ein Fräulein und zeugte einen Sohn. Er und seine Familie waren immer gesund.] *)

Einen Mangel aber hat die Notiz: es wird darin nicht gesagt, dass der letzte Teil des Romans schon gesetzt und zum Druck für das Maiheft vorbereitet war, und dass dieser Teil nur deshalb nicht gedruckt wurde, weil der Autor sich nicht dazu verstehen wollte, gewisse Stellen darin auf Wunsch der Redaktion zu streichen. Die Redaktion ihrerseits wollte sich nicht dazu verstehen, den Schluss ohne Streichungen zu drucken, obgleich ihr der Autor vorgeschlagen hatte, sie möge ihre abweichende Meinung in beliebiger Form zum Ausdruck bringen.

So werden denn die letzten Kapitel des Romans «Anna Karenina» erst in der Buchausgabe enthalten sein.

Leo Tolstoi.

*) Der in eckige Klammern gesetzte Absatz ist im Original gestrichen. L. B.